

Francia – Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Bd. 37

2010

DOI: 10.11588/fr.2010.0.44904

Copyright

Das Digitalisat wird Ihnen von perspectivia.net, der Online-Publikationsplattform der Stiftung Deutsche Geisteswissenschaftliche Institute im Ausland (DGIA), zur Verfügung gestellt. Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

MECHTILD GILZMER

DREI JÜDISCHE ZEUGNISSE AUS DER ZEIT DER VERFOLGUNG

»... denn die anderen müssen Bescheid wissen«

Es ist kein Zufall, dass in den letzten Jahren vermehrt Bücher erschienen sind, in denen das Leben unter der deutschen Besatzung in Frankreich aus der Perspektive französischer Juden beschrieben wird¹. Seit die Beteiligung und Mitverantwortung der Franzosen an der Ausgrenzung und Deportation der Juden aus Frankreich offizieller Bestandteil der französischen Gedenkpolitik wurde und im Jahr 1995 im Rahmen der Gedenkfeierlichkeiten in Erinnerung an die große Razzia vom 16. Juli 1942 mit dem offiziellen Schuldgeständnis des französischen Staatspräsidenten Jacques Chirac eine sprachliche und rituelle Form erhielt, gilt diesem lange Zeit tabuisierten Aspekt der Vergangenheit größeres Interesse. Denn als die Erinnerungen von Jacqueline Mesnil-Amar in den 1950er Jahren im renommierten Verlag »Les éditions de Minuit« erschienen, waren sie ohne größeres Echo geblieben. Von Hélène Berr im Jahr 2008 erschienenen Tagebuch war die erste Auflage von 24 000 Exemplaren dagegen schon nach zwei Tagen vergriffen.

In allen drei Texten um die es im Folgenden gehen wird, erleben und beschreiben französische Juden die Erfahrung der Ausgrenzung durch französische Gesetzgebung, den Kampf ums Überleben in einer feindlich gewordenen Umgebung. Die vermeintliche Heimat ist zum Wohnzimmer des Todes geworden. Dies ist umso traumatischer als die Betroffenen nicht damit gerechnet haben, auf diesen Verrat nicht vorbereitet sind. Die drei literarischen Dokumente legen davon ein beredtes Zeugnis ab. Bei allen Unterschieden ist allen drei Texten der Gestus des Appells an die Nachwelt eigen. Schreiben, um Zeugnis abzulegen »Ich habe eine Pflicht zu erfüllen beim Schreiben, denn die anderen müssen Bescheid wissen« schreibt die zwanzigjährige Hélène Berr in ihr Tagebuch. Auch Henri Brunswic, der den Krieg überlebte und erst am Ende seines Lebens beschließt, diese Zeit zu dokumentieren, will sie vor dem Vergessen bewahren, denn: »Si je ne les écrivais pas, les histoires que j'ai vécues, les personnages que j'ai croisés et les réflexions qu'ils ont suscitées en moi disparaîtraient dans un oubli définitif«².

Der 1913 in Heidelberg geborene Henri Brunswic stammt aus einer intellektuellen jüdischen Familie. Nach der Machtübernahme der Nazis und der zunehmenden Ausgrenzung der Juden drängt die politisch klarsichtige Mutter auf das baldige Exil der Familie. Während die Eltern versuchen in Amsterdam Fuß zu fassen, holt Henri B. in Paris sein französisches Abitur nach, um danach Medizin zu studieren. Bei Kriegsbeginn wird er als Medizinstudent zum Sanitäts-

1 Zugleich Besprechung von Hélène BERR, *Pariser Tagebuch. 1942–1944*, mit einem Vorwort von Patrick MODIANO, München (Carl Hanser Verlag) 2009, 317 S., ISBN 978-3-446-23268-6 EUR 21,50 (die französische Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel *Journal 1942–1944* bei Tallandier, Paris); Docteur Henri BRUNSWIC, *Souvenirs germano-français des années brunes. Des ponts par-dessus l'abîme*. Paris (L'Harmattan) 2005, 230 S., ISBN 2-296-0080-0, EUR 20,00; Jacqueline MESNIL-AMAR, *Ceux qui ne dormaient pas. Journal 1944–1946*. Paris (Stock) 2009, 216 S., ISBN 978-2-234-06203-0, EUR 17,00.

2 BRUNSWIC, *Souvenirs germano-français* (wie Anm. 1), S. 20.

dienst eingezogen und erlebt den Vormarsch der Deutschen, die Auflösung der französischen Truppen und die Flucht in die unbesetzte Südzone nach Clermont-Ferrand. Dort setzt er nach dem Waffenstillstand sein Medizinstudium fort. Trotz der über fünf Generationen nachweisbaren französischen Abstammung dürfen sowohl er als auch sein Vater den Arztberuf aufgrund der antijüdischen Gesetzgebung nicht ausüben. Henri B., der seit seiner Jugend in zionistischen Jugend- und Studentenverbänden aktiv ist, muss erkennen, dass die offiziellen jüdischen Repräsentanten, wie der Großrabbiner von Frankreich, die reale Lage und auch die drohende Gefahr für die Juden verkennen. Im naiven Vertrauen auf das soldatische Ehrenwort Pétains, der angeblich die Sicherheit der französischen Juden garantiert, solange diese sich an alle gesetzlichen Vorschriften halten, wird von offizieller jüdischer Seite die Devise ausgegeben, alle widerständischen Aktionen seien zu unterlassen. Henri B., der im Winter 41/42 an der Universität Lyon eingeschrieben ist, arbeitet daneben für das jüdische Kinderhilfswerk *Œuvre de secours aux enfants* (OSE); man überträgt ihm die Leitung eines Ärztehauses der OSE in Bron bei Lyon. In dieser Eigenschaft begegnet er auch dem Abbé Glasberg, einem wichtigen Verbindungsmann zwischen den verschiedenen Hilfsorganisationen, der im Gegensatz zu einer verzagten Hierarchie nicht zögert, das Gesetz zu übertreten, um sein Ziel zu erreichen.

Nach der Besetzung der unbesetzten Südzone durch die Deutschen im November 1942 muss Henri B. seine Arbeit im Ärztehaus aufgeben. Inzwischen lebt er mit falschen Papieren und unter falschem Namen – ebenso wie der Rest der in ganz Frankreich verstreuten Familie. Da er das passive Abwarten, das Versteckspiel, die permanente Bedrohung und das Gefühl des Ausgeliefertseins nicht länger aushält, will er sich den Truppen des Freien Frankreich in Nordafrika anschließen. Sein Weg führt ihn über einen längeren Aufenthalt in einem Internierungslager in Nordspanien nach Casablanca und von dort aus über den Landweg durch Marokko nach Oran. Dort schließt er sich dem französischen Expeditionskorps an, das Ende 1943 in Süditalien landet. Nach einer schweren Verwundung wird Henri B. zunächst zur Rekonvaleszenz nach Algerien evakuiert. Er kehrt erst am 1. Januar 1945 nach Frankreich zurück. Die in Frankreich verbliebenen Familienmitglieder hatten den Krieg im Untergrund überlebt. Die Schwester Dorothee, die mit ihrem Mann und den beiden Kindern in Holland lebte, war jedoch deportiert und in Auschwitz umgebracht worden.

Nach dem Krieg nimmt Henri B. am renommierten Krankenhaus Val de Grâce in Paris eine Tätigkeit als Röntgenarzt auf. Wie bereits vor dem Krieg engagiert er sich im Verband der jüdischen Studenten Frankreichs. Als Mediziner, der sich dem hippokratischen Eid verpflichtet fühlt, bewegt ihn besonders die Frage, wie es dazu kommen konnte, dass Ärzte sich in den Dienst eines unmenschlichen, menschenverachtenden Systems stellen und pseudowissenschaftliche medizinische Versuche an Häftlingen durchführen konnten. Daraus zog er die Konsequenz, sich zeit seines Lebens aktiv für eine ethische Grundlegung von Medizin und Forschung einzusetzen.

Während Henri Brunswic auf die Fülle eines gelebten Lebens zurückschaut und seine autobiographischen Aufzeichnungen aus der zeitlichen und räumlichen Distanz zum Ereignis entstehen, zeichnet sich das von Héléne Berr überlieferte und erst kürzlich publizierte Tagebuch durch die Unmittelbarkeit zum Geschehen aus. Héléne B., eine kluge und literarisch sehr gebildete, ausgesprochen sensible junge Frau, beobachtet und analysiert das Geschehen präzise und beschreibt, ohne zu beschönigen. Sie führt ihr Tagebuch mit einer längeren Unterbrechung von neun Monaten zwischen April 1942 bis kurz vor ihre Deportation am 8. März 1944. Was zunächst als eher banale »Buchführung« von Begegnungen, Flirts und Gesprächen mit Kommilitonen und Dozenten der jungen Anglistikstudentin an der Sorbonne beginnt, wandelt sich bald zu tiefgründiger Reflexion. Zunächst eher unterschwellig angedeutet, schieben sich sehr bald zwischen die Aufzeichnungen vom Fünfuhrtee, Sandplätzchenbacken oder von gelungenen Musikkonzerten Horrornachrichten wie diese: »Ich sah Cécile Lehmann kommen, die ich gestern in Schwarz erblickt zu haben meinte. Sie hat mir guten Tag gesagt, und mit ihrem

schönen blauen und offenen Blick hat sie mir ohne Zittern gesagt, dass ihr Vater im Konzentrationslager Pithiviers gestorben ist.«³

Eine der großen Leistungen des Tagebuchs liegt darin, diese Simultaneität von Alltag und Ausnahmezustand, das Nebeneinander von Normalität und Entsetzen im Leben der verfolgten Juden im besetzten Frankreich für den Leser fast körperlich spürbar zu vermitteln. Die Ausgrenzung der Juden vollzieht sich mit gnadenloser Präzision und unaufhaltsamer Logik: auf die antijüdische Gesetzgebung von 1940 und 1941 folgen weitere repressive Maßnahmen, die das Leben der Juden reglementieren, einschränken, unerträglich machen und die schließlich in letzter Konsequenz mit ihrer Deportation enden. Langsam verändert sich der Tonfall des Tagebuchs. Die Realität und somit auch die Tagebuchnotizen sind zunehmend von der Ausgrenzung und ihren dramatischen Auswirkungen geprägt. Im Juni 1942 muss Héléne B. erstmals den gelben Stern tragen:

»Heute ist der erste Tag, an dem ich wirklich das Gefühl habe, in Ferien zu sein. [...] Auch der erste Tag, an dem ich den gelben Stern tragen werde. Das sind die beiden Seiten des gegenwärtigen Lebens: die Frische, die Schönheit, die Anfänge des Lebens, verkörpert in diesem klaren Morgen; die Barbarei und das Böse, dargestellt durch den gelben Stern«⁴. Und einige Seiten später schreibt sie: »Mir schien plötzlich, dass ich nicht mehr ich selbst war, dass sich alles verändert hatte, dass ich eine Fremde war, als befände ich mich mitten in einem Albtraum. [...] Es war als hätte ich ein rotes Brandmal auf der Stirn«⁵.

Im Juni 1942 wird der Vater verhaftet und in Drancy interniert, weil er den gelben Stern auf seiner Jacke nur angeheftet und nicht angenäht hatte. Nach der Zahlung einer Kaution lassen ihn die Behörden im September 1942 unter bestimmten Auflagen frei. In dieser Zeit reift die Entscheidung dem Druck nicht zu weichen, im besetzten Teil Frankreichs zu bleiben, sich nicht vertreiben zu lassen und auf diese Weise Widerstand zu leisten. Gemeinsam mit ihrer Schwester Denise engagiert sich Héléne B. als ehrenamtliche Sozialhelferin bei der Union générale des israélites de France (UGIF), dem Dachverband aller jüdischen Hilfswerke, einer Organisation, die internierten und nichtinternierten französischen und ausländischen Juden beistand.

Auffällig sind die zahlreichen von ihr festgehaltenen Reaktionen, die von der ermutigenden Solidarität der Franzosen mit den Ausgegrenzten zeugen, von der »Einheit gegen das Böse und die Gemeinschaft im Leiden«⁶. Dass von den etwa 300 000 Juden, die vor dem Krieg in Frankreich lebten, die Mehrheit vor der Deportation bewahrt werden konnte, mag an der instinktiven empörten Reaktion vieler Mitbürger auf die Verletzung des Gleichheitsgrundsatzes liegen, die häufig auch in konkrete Hilfe und Unterstützung mündete. Und doch: »Die Juden dürfen auch die Champs-Élysées nicht mehr überqueren. Theater und Restaurants sind ihnen verschlossen. Die Nachricht ist in einem natürlichen und scheinheiligen Ton abgefasst, als wäre es eine vollendete Tatsache, dass in Frankreich Juden verfolgt werden, eine unbestrittene Tatsache, anerkannt als eine Notwendigkeit und ein Recht«⁷.

Der zweite Teil des Tagebuchs setzt im Herbst 1943 ein. Ein knappes Jahr ist seit den letzten Aufzeichnungen vergangen. Der Tonfall hat sich geändert. Aus der »Chronik der Ereignisse« für die Nachwelt, ist ein – wenn auch verzweifelter – Glaubensbekenntnis an die Menschheit und das Vermächtnis für den abwesenden Geliebten, Jean Marowiecki, geworden. Er soll für

3 BERR, Pariser Tagebuch (wie Anm. 1), S. 53.

4 Ibid.

5 Ibid., S. 58.

6 Ibid., S. 105.

7 Ibid., S. 101.

den Fall ihrer Verhaftung und Deportation nach dem Krieg an ihren Gedanken teilhaben können. Die tägliche Erfahrung von Demütigung, der Verlust geliebter Menschen, das Elend der Internierten und Deportierten und die schreckliche Ahnung von den Umständen ihrer Vernichtung fließen in die ungeheuer dichten Reflexionen des Tagebuchs ein. Sie verleihen ihm philosophische Tiefe und münden in kritische Analysen über Religion und Mensch-Sein. Hélène B. analysiert die Verfolgung der Juden, die Teilnahmslosigkeit der Menschen und ihre Feigheit, den Mangel an Widerstand als grundsätzliche Aspekte einer unzivilisierten Gesellschaft, ein Zustand der jedoch überwunden werden kann. Ihr Glaube an die Menschheit mildert die Empörung über das Unverständnis und die Gleichgültigkeit derjenigen, die nicht von der Verfolgung betroffen sind: »denn wie soll man die Menschheit anders heilen, als indem man ihr zuerst ihre ganze Fäulnis zeigt, wie soll man die Welt anders läutern, als indem man ihr das Ausmaß des Bösen, das sie begehrt, begreiflich macht? Alles ist eine Frage des Begreifens. Diese Wahrheit ist es, was mich ängstigt und quält. [...] Könnte man den schlechten Menschen das Böse, das sie tun *begreiflich* machen, könnte man ihnen ein unparteiisches und vollständiges Bild dessen geben, was den Ruhm des Menschen ausmachen sollte!«⁸ Daraus folgt die Notwendigkeit ihres Schreibens: »Ich müsste also schreiben, um später den Menschen zeigen zu können, was diese Zeit gewesen ist«⁹. »Alles, was ich tun kann, ist, hier die Tatsachen aufzuschreiben, die meinem Gedächtnis später helfen werden, wenn ich erzählen oder wenn ich schreiben will«¹⁰. Es bedeutet eine ungeheure Willensanstrengung und zeugt von ihrer außerordentlichen Kraft und menschlichen Stärke, dass sie immer wieder die Trostlosigkeit, die eigene Mutlosigkeit angesichts der Gleichgültigkeit ihrer Umwelt überwindet, »die Kluft [...] die mich jetzt von jedem, den ich sehe, trennt«¹¹. Und immer wieder will sie verstehen, selbst den Feind in seinem unerklärlichen Hass. Die Begegnung mit deutschen Soldaten stößt sie auf »die unbegreifliche Unlogik [...], die darin besteht, mir in der Metro die Tür aufzuhalten und mich vielleicht morgen zu deportieren. [...] Wahrscheinlich ist es auch so, dass sie nicht alles wissen. Das abscheuliche Merkmal dieses Regimes ist seine Heuchelei. Sie kennen nicht alle schrecklichen Einzelheiten dieser Verfolgungen. [...] Würden Sie etwas fühlen, wenn sie Bescheid wüssten? [...] Und dann denken sie nicht, ich komme immer wieder darauf zurück, ich glaube, das ist die Grundlage des Bösen; und die Macht, auf die sich das Regime stützt. Das eigene Denken, die Reaktion des individuellen Gewissens zerstören, das ist der erste Schritt des Nazismus«¹².

In der Literatur findet die Anglistikstudentin, die an einer Dissertation über Keats sitzt, Trost und intellektuelle Nahrung. Vor allem Roger Martin du Gard's Roman *Les Thibault* hat es ihr angetan. Sie zitiert weite Passagen aus dem *Epilog*, eine Auseinandersetzung mit dem Ersten Weltkrieg, verknüpft mit der Frage nach den Möglichkeiten der Überwindung von Gewalt und Despotismus. Und immer wieder beschäftigt sie die Frage nach den Motiven menschlichen Handelns, der Verführbarkeit des Menschen durch Ideologien, die Anfälligkeit für Doktrin. Eine Antwort findet sie in Antoine Thibaults Analyse:

»Es ist verlockend sich von der schweren Bürde der eigenen Persönlichkeit zu befreien! [...] Es ist verlockend zu glauben, weil es einfach ist und weil es höchst bequem ist. [...] Jede halbwegs plausible Antwort auf die Fragen, die er sich stellt und die er allein nicht zu lösen vermag, bietet sich ihm als Zuflucht«¹³.

8 Ibid., S. 170.

9 Ibid., S. 171.

10 Ibid., S. 172.

11 Ibid., S. 180.

12 Ibid., S. 278.

13 Ibid., S. 207.

In einem anderen Ton gehalten ist das literarische Stoßgebet von Jacqueline Mesnil-Amar, das ein Schlaglicht auf die letzten fünf Wochen vor der Befreiung Frankreichs im Sommer 1944 wirft. Hinter dem ersten lapidaren Eintrag vom 18. Juli »André n'est pas rentré cette nuit« verbirgt sich der Schrecken und die Angst um den Ehemann der Autorin, André Amar, der als Mitglied einer jüdischen Widerstandsorganisation tätig war. Das Tagebuch enthält die konzentrierte Chronik der folgenden fünf Wochen die Jacqueline M.-A. verzweifelt zwischen Hoffen und Bangen verbringt und endet am 25. August 1944 mit der Befreiung von Paris und der zeitgleichen Heimkehr des geliebten Ehemannes. Der Schock über seine Verhaftung löst eine Kaskade von Erinnerungen aus, in denen die Autorin die einzelnen Phasen der Judenverfolgung in Frankreich Revue passieren lässt: die ersten Gesetze von 1940 und 1941, die Verhaftung und Internierung der »notables«, ausgewählte Vertreter der jüdischen Elite im Sommer 1941, der Beginn der Deportationen im März 1942, die große Razzia in Paris vom 16. Juli 1942 und schließlich das eigene Untertauchen in die Illegalität, geprägt von ständigen Orts- und Wohnungswechseln und Nächten voller Angst und schließlich die Verhaftung der Schwiegereltern, der Schwägerin, des Schwagers. Ihr Leben bildet seither eine endlose Aneinanderreihung von Sorgen, Ängsten Schrecken, Warten und Ungewissheit. Ihr Gedankenstrom geht zurück in die sorglose, wohlbehütete Kindheit im großbürgerlichen 16. Arrondissement von Paris. Vielleicht ist es gerade diese frühere Zugehörigkeit zu einer Elite, die Fallhöhe von ganz oben hinunter zu den Ausgestoßenen, den Gehetzten und Verfolgten einer Gesellschaft, die das Gefühl der Demütigung aber auch der Wut verstärkt.

»Je revois les petites filles de jadis, des petites filles Kahn, Weil, ou Dreyfus (du milieu des Israélites du haut commerce, de la banque ou de la bourse, du XVI^e arrondissement) et qui jouaient aussi dans l'allée des Fortifications, gentilles et bien vêtues, comme moi«¹⁴. Und einige Seiten später heißt es »Étions-nous un peu différentes, nous, les petites filles juives? Je ne sais plus. Avions-nous un peu plus d'angoisse, peut-être, les yeux plus sombres, plus de passion dans nos amitiés, de conformisme dans notre vie«¹⁵«

Während Jacqueline M.-A. auf Nachricht über den Verbleib ihres Mannes wartet, bewegen sich die alliierten Truppen auf Paris zu. Mit jedem Tag wird die Hoffnung auf eine baldige Befreiung größer. Die freudige Erleichterung über die Nachricht, dass ihr Mann noch lebt wird jedoch dadurch getrübt, dass sie gleichzeitig von seiner Deportation erfährt. Am 17. August wurde er gemeinsam mit anderen Kampfgefährten in den letzten Deportationszug nach Deutschland verfrachtet. Endziel: Buchenwald. Was Jacqueline M.-A. noch nicht wissen kann: wie durch ein Wunder konnte er sich mit fünfzehn weiteren Leidensgenossen aus dem Waggon befreien und fliehen.

Nach dem Krieg engagiert sich J.M.-A. in einem Verband der die Betreuung und Unterstützung der zurückkehrenden Deportierten zur Aufgabe hat. Sie schreibt auch einzelne Beiträge für das »Bulletin« des Verbandes, die im zweiten Teil des Buches unter dem Titel »Des temps tragiques aux temps difficiles« veröffentlicht sind. Darin stellt sie die unumgängliche Frage, wie die »zivilisierte Welt« die Vernichtung der Juden hat zulassen können. Ihre Antwort darauf ist ebenso klar wie einleuchtend: »La conscience du monde civilisé, c'est aussi très humble, c'est la vôtre, c'est la mienne. Nous sommes tous responsables«¹⁶.

Ihre Erläuterung besticht nicht nur durch die Klarheit der Analyse sondern auch durch den Tabubruch, der darin besteht, die Verantwortung eines jeden Einzelnen und auch der Juden selbst unumwunden zu benennen. Die Erklärung liegt in der Feigheit und Bequemlichkeit der Menschen, die sich solange nicht betroffen fühlen, wie ihr eigenes Leben nicht in Gefahr

14 MESNIL-AMAR, *Ceux qui ne dormaient pas* (wie Anm. 1), S. 87.

15 *Ibid.*, S. 89.

16 *Ibid.*, S. 146.

scheint. Und so glaubten die französischen Juden lange Zeit, die Verfolgung würde sie nicht betreffen:

»C'est parce qu'en 1933, les Juifs français bien tranquilles dans leur patrie, leurs maisons, leur Chambre des députés, sont restés aveugles et sourds aux souffrances de ces Juifs allemands en disant: 'Chez nous en France, cela n'aura jamais lieu.' [...] c'est parce qu'en 1940 ou 1941, après les premiers statuts de Vichy, nous, Juifs français, nous comptons fiévreusement nos archives, nos siècles et nos générations, nos médailles et nos morts dans les guerres, en disant. 'Les mesures seront surtout contre les étrangers' que nous avons été jetés dans les mêmes camps, aussi seuls, aussi nus, aussi abandonnés que le plus pauvre, le plus misérable des Polonais¹⁷.«

Mit der Rückkehr der wenigen Überlebenden aus den deutschen KZ-Lagern nach dem 8. Mai 1945 wurden nach und nach das schreckliche Ausmaß und die Umstände der Vernichtung der europäischen Juden offenbar. Zu dem Entsetzen über die Barbarei der Deutschen gesellte sich für die französischen Juden die Erfahrung, aus der französischen Gesellschaft ausgegrenzt, im eigenen Land verfolgt worden zu sein. Bei vielen führte dies zu einer Verstärkung ihrer jüdischen Identität: »L'idée nationale du sionisme, repoussée avant guerre énergiquement par les communistes et la majorité des Juifs français, n'avait plus besoin d'être défendue. La guerre avait changé le judaïsme français,« schreibt Henri Brunswic¹⁸.

Hélène Berr dagegen hat immer die ganze Menschheit vor Augen. Sie will gerade nicht auf ihr »Jüdisch-Sein« reduziert werden, da sie darin eine Bestätigung des Rassismus sieht: »Wenn ich ‚Jude‘ schreibe, drücke ich nicht aus, was ich denke, denn für mich gibt es eine solche Unterscheidung nicht: ich fühle mich nicht anders als die anderen Menschen, es wird mir nie gelingen, mich als Teil einer abgesonderten Menschengruppe zu betrachten, vielleicht leide ich deshalb so sehr, weil ich nichts mehr verstehe.« Sie kritisiert den Zionismus, da er in ihren Augen eine selbst gewählte Ab- und die Ausgrenzung von Anderen darstellt. »Ich leide, weil ich die Bösartigkeit der Menschen sehe. Ich leide, weil ich sehe, wie das Böse über die Menschheit kommt; aber da ich nicht das Gefühl habe, irgendeiner religiösen, rassischen Menschengruppe anzugehören (denn das setzt immer Hochmut voraus), habe ich als Stütze nur meine Streitgespräche und meine Reaktionen, mein persönliches Gewissen. [...] Das zionistische Ideal erscheint mir zu engstirnig, jede Gruppierung, die andere ausschließt, ob es sich um den Zionismus handelt, die entsetzliche Verherrlichung des Germanismus, die wir gerade erleben oder den Chauvinismus, enthält maßlosen Hochmut. Ich kann nichts dafür, aber in solchen Gruppen würde ich mich niemals wohl fühlen«¹⁹.

Für Hélène Berr, die kurze Zeit vor der Befreiung des Lagers im April 1945 in Bergen-Belsen umkam, bestand die Antwort auf die Barbarei der Verfolgung und Vernichtung der Juden nicht in der Rückbesinnung auf die Religion, sondern in ihrer Überwindung durch Vernunft und Aufklärung.

17 Ibid., S. 147.

18 BRUNSWIC, Souvenirs Germano-Français (wie Anm. 1), S. 194.

19 BERR, Pariser Tagebuch (wie Anm. 1), S. 254.